

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1931

101 (2.5.1931) Die Mußestunde

„Wirft eben ohne Absichten diesen.“
„Es wird obendrein für fünfzig einen Spaten geben. Wir kennen das.“

„Da kommen die Spaten. Hinf! greift zu!“
Im Nu fürzte alles zum Wagen. Voran die Händlerin. Sie griff nach einem Beisenstiel, den bereits eine andere gefaßt hatte. Hände, Beisen Spaten moaten durch die Luft. Menschliches Schreien der gegen den Wagen Gepöhlten.

„Seid Ihr ganz von Sinnen? Bist du vom Teufel besessen, Weib! Du brichst ihr ja die Arme — wurde die Händlerin angeschrien.“

Schwinkende Männer und Frauen waren unter Reden und Lachen dabei den Platz zu räumen.

„Was fällt dir ein, sie zu jagen?“ schrie ein hochgewachsener Mensch, der einen Spaten in der Hand hielt.

„Was weiß ich? Ich wurde her geschickt.“
„Die dort haben noch Grüns in den Köpfen? Das ist nun schon der dritte Trupp, den sie mir schicken.“

Sollen wir fecht machen? — fragen die Leute den Führer. Fingert nähert sich der, wüßte den Schweiß von der Stirn, sah sich rings um, dann sagte er trübe und unbestimmt: „dorthin.“

„Schon voriges Mal haben wir uns abgequält. Sie hatten eine Unmenge Volk zusammengetrieben, doch Arbeit war nicht zu finden. Bis sechs Uhr abends irrten wir umher. Der Führer war gut und verteilte trotzdem die Abscheiden.“

„Was tragt ihr bis mittag herum? — ruft ihnen ein Militär zu.“

„Na, wenn wir überall fortgejagt werden!“
An der Ecke eines wüsten Platzes standen die Ruinen eines zerfallenen Hauses.

Der Führer kommandierte: „Halt.“ Dann befahl er: „Schleudert die Stegel zum Zaun und schüttet die Grube zu. Wecht euch! Seid ihr bis drei Uhr nicht fertig, so gibt es keine Abscheiden.“

„Welch ein Glück, daß das Haus uns in den Weg kam! Wären sonst bis zum Abend umher getriert.“ Man arbeitete fieberhaft. Hinter einem, der den Spaten handhabte, standen fünf Kettenfolter.

„Mach Schluss! Hast noch immer nicht genug von der Arbeit?“
„So laßt doch das Mütterchen endlich dran. Habt Achtung vor dem Alter.“

„Wie die eifrig tun, die Viecher!“ — jagten die Vorübergehenden.

Als nach der Arbeit die Abscheiden zur Verteilung gelangten, war für die Alte keines übrig.

„Was willst du mit deinen über sechzig noch mit einem Abscheiden? Konntest ruhig zu Hause bleiben!“

„Beim Himmel, Mütterchen, Sie haben mich ja selbst eingetragen.“

„Es ist aber gegen die Ordre, verstanden? Die über fünfzig sind von der Arbeit befreit. Wie alt bist du?“

„Einundfiebzig, Väterchen.“

„Bist wohl von Sinnen!“

„In meinem Kopf ist ein Nebel, Väterchen.“
„Dürfen wir jetzt auf dem Trottoir gehen?“

„Dawohl, ihr dürft.“

„Soll das Abscheiden auf der Brust befestigt werden, oder was sonst?“ fragte man.

„Das steht in eurem Befehl.“

Die Abscheiden auf der Brust, nahm die Schar fröhlich den Rücken an. Mit schadenfrohen Blicken musterten sie jeden Vorübergehenden, der kein Abscheiden trug.

„Da gehen sie alle spazieren, fürchten ihre arten Händchen anzugreifen“, sagte die Händlerin. „Weshalb man nur so viel Umstände mit ihnen macht. Man sollte sie einfach auf der Straße anhalten und zur Arbeit schicken.“

Hinter den andern her über hästete die Alte und murmelte:

„St das aber ein Nebel in meinem Kopf! Ich begreife wirklich nichts.“

(Aus dem Russischen übertragen von Saischa Rosenthal.)

Literatur

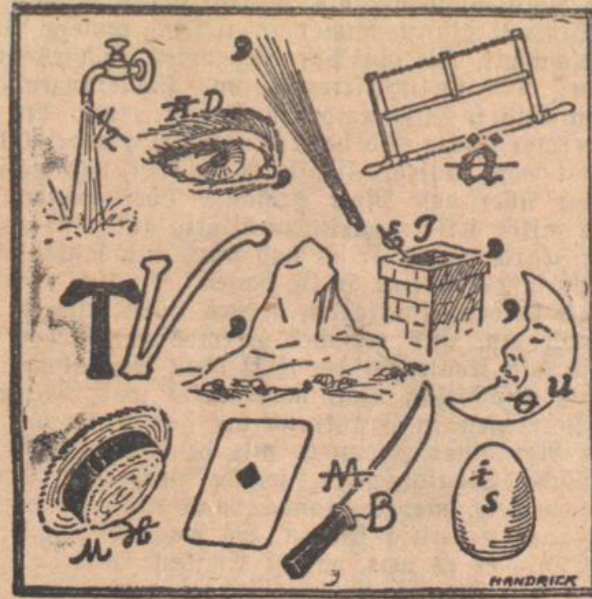
Alle an dieser Stelle besprochenen und angeführten Bücher und Zeitschriften können von unserer Verlagsbuchhandlung bezogen werden.

Das Buch: Weiterentwicklung der Revolution. Memoiren einer russischen Sozialistin. 2. Auflage. 11 bis 16. Tausend. 1931. 266 Seiten. Ganzleinen. Verlag: Der Bücherkreis G. m. b. H., Berlin SW. 61. Preis 4,80 M. — In dem Bericht zu dem Buch nennt Alexander Stein diese Memoiren „wohl das beste Erinnerungsbuch einer russischen Sozialistin neben Vera Platoners: Nacht über Rußland.“ Er schreibt weiter: „Möge dieses Buch Verständnis wecken für das unerträgliche Verbrechen russischer Sozialisten, die in schwierigen Verhältnissen für die Ideen des demokratischen Sozialismus kämpften.“ Das Vorwort ist 1929 geschrieben. Wie stehen die Dinge heute in Rußland? Nun — werden hat in Moskau ein großer Prozeß gegen den demokratischen Sozialismus, der Prozeß gegen Gorman und Genossen stattgefunden. Und die Verfasserin des vorliegenden Buches, einst die Genossin Lenins, deren Erinnerungen übrigens in der deutschen Ausgabe in einem offiziellen Sowjetverlage erschienen sind, verfährt gegenwärtig in Rußland eine mehrjährige Gefängnisstrafe, weil sie Menschenmord war und geübt hat — ihre Erinnerungen umfassen den Zeitraum etwa von 1890 bis zur Revolution von 1917. In den ersten Kapiteln ihres schlichten und einfachen, darum aber umso eindringlicheren Buches schildert sie ihren Werdegang, der sie aus dem Ghetto einer kleinen Kleinstadt in die Unberührtstadt Kasan führt. Dort gerät sie, die Hebräerin, in den Kreis der revolutionären sozialistischen Jugend. Es folgen Jahre schwieriger sozialistischer Pionierarbeit in Petersburg und St. Petersburg. Es gibt unermesslich sein anderes Erinnerungsbuch, das diese illegale Propaganda und ihre Gefahren unter dem Deckmantel so detailliert und so lebendig schildert. Diese Erinnerungen sind das Lebensbuch einer Kämpferin. Ihr „berühmtes Selbstbekenntnis“, ihre „heilige Hingabe an die Idee der Revolution“ sollten

uns Beispiel und Appell sein. Jeder — Freund oder Feind dieser Idee — sollte das Buch lesen. Es ist für alle, die sich ernsthaft mit dem Problem Sowjetrußland auseinandersetzen wollen, unentbehrlich.

Käselecke

Wilder Käse



Käselecke

Ein Monat hat ein eigen Land
Und wird dadurch zur Stadt;
Mit n hat Hand wird's gar ein Fluss,
Mit d zum Lächeln; mit s
Mit s als Nahrung zum Genuss
Dem Magen dienlich sein.

Käselecken

„Eine Verlobungsanzeige“: Kaiserslautern, Frankfurt-Oder.
Schlüssel-Käse: Reinsold.
Achtzig Pfund ein: Julius Grimmer, Karlsruhe.

Witz und Humor

Amerikanische Geschichten

Kellametrie

Ein Verlagsbuchhändler in Chicago brachte ein Werk eines jungen Schriftstellers auf den Büchermarkt. „Der Sieg der wahren Liebe“ hieß das Werk. Aber der Erfolg war nur gering. Da kam dem Autor ein rettender Gedanke. In den führenden Blättern Amerikas erschien nachfolgendes Inserat:

„Junger Millionär, blond, musikalisch, Sportsmann mit besten Umgangsformen, sucht auf diesem Wege eine Gattin, die durch äußere und innere Vorzüge an die Heldin des Buches „Sieg der wahren Liebe“ erinnert.“

Kurze Zeit darauf war die Auflage des Werkes in allen Buchläden vergriffen.

Sing-Sing

Mit Heberbees von der „Frauenhilfe“ zur Bekämpfung des Alkohols und seines Mißbrauchs“ besucht das Gefängnis Sing-Sing, um unter den Sträflingen Aufklärungsschriften über die Schäden des Whistotrinkens zu verteilen. Sie kommt auch zu August Dill, der gelangweilt in seiner Zelle hockt.

„Ich bin sicher“, flötet Mith Heberbees süß, „daß Ihre Liebe zum Alkohol Sie in diese Zelle gebracht hat.“
„Sehe ich so aus“, knurrt August Dill, „als ob ich diese Zelle mit einem Bierausgang verwechseln könnte...?“

Der Wurm

„Nun, Charlie, bewunderst du denn mein neues Seidenkleid nicht?“ fragte eine Mutter ihren kleinen Sohn.

„O Mama, das ist aber schön!“

„Ja, Charlie, und wenn man es bedenkt: für all diese Seide sorgt ein armer Wurm...!“

Antialkoholiker

Antialkoholischer Boritor. Der Redner hat ein Glas voll Kognak vor sich stehen, erreicht einen zappelnden Wurm und legt ihn in das Glas. Worauf der Wurm zu zappeln aufhört. Da ertönt eine Stimme aus dem Saal: „Ist der Wurm bestimmt an dem Alkohol ausgerundgegangen?“

„Natürlich!“ erwidert der Redner.

„Ausgewaschen!“ meint da der Zuschauer. „Seien Sie doch so gut und geben Sie mir den Kognak! Ich habe nämlich auch Würmer...!“

Insekt

Zu verkaufen: Neuer hochfeiner Kinderwagen, vorreißig, unüberlegter Kauf; gänzlich unbenutzt, da ich für nichts Zeit hatte außer für Politik. Bloß 15 Dollar — halb geschenkt.

Prof. Ben Green, Liberty, N. Y.

Verantwortlicher Schriftleiter: Redakteur S. Winter, Karlsruhe.

Die Mußbestunde

Zur Unterhaltung und Belehrung

18. Woche

51. Jahrgang Unterhaltungsbeilage des Volksfreund

Karlsruhe, 2. Mai 1931

Die Getrennten

Von Willy Fren.

Ob wir einander je erreichen werden?
Noch ist dies Schweben, das uns beide trennt.
Noch jagen wir veralteten Gebärden
ganz heimlich aus, was tief in uns entbrennt.

Ja manchmal sucht ein tastender und scheinbarer Blick
die große Ferne zwischen uns zu überwinden.
Doch dieser Blick kehrt stets allein zurück.
O welche Brücke kann die Ufer unserer Seelen denn verbinden?

O welcher Wind, daß einmal alle Seiten
in uns lo weden, daß ein Lied erklingt,
das sich von dir zu mir dann über alle Weiten
als goldener Melodienbogen schwingt?

Glück in Insulinde

Tagebuch einer Weltreise

Von Kurt Offenburs.

Gespelnt der Malaria

Seit Tagen in einem bösen Zustand (zum ersten Male ernstlich auf dieser Reise). Kopfschmerzen, als wollte der Schädel zerplatzen; eine wüste Müdigkeit in allen Knochen, gelähmte Erbrechen und gelinde Schwindelanfälle. Fieber. Es darf nicht sein, daß ich ernstlich krank werde hier draußen. Schlimm genug: seit einer Woche blieb die Arbeit liegen. Die Unruhe darüber ist größer, als um das körperliche Wohlergehen.

Niederträchtigkeit, so hilflos und einem Unfassbaren ausgeliefert zu sein. Nichts zu fühlen, als das eigene Elend und die jämmerliche Hise, die in Wirbeln durch den Körper jagt. Und immer den dumpfen Gedanken, der nur das Eine zu wissen glaubt: die Malaria hat dich gepackt. So ein paar dreißig Malaria, irgendwann in den letzten Wochen, haben dir das schlechteste Gift eingebracht.

Man sollte zu einem Arzt gehen und nicht untätig, verzweifelt herumlungern zwischen Bett und Liegestuhl. Aber ich bin feige und dumm und entschuldige: ich will nicht zu einem Arzt. Ich hasse den Geruch der Wartezimmer und die Kranten, die da sein werden. Sie werden mich nicht gefünder machen. Vielleicht sollte ich doch gehen? ...

Nein, ich gehe nicht! Er wird mir zwanzig Gulden aberlangen, denn ich bin ja ein Fremder und konsultiere ihn nur einmal. Arzt? ... Entweder habe ich in einem oder zwei Tagen das Elend überwunden, und es ist gut, oder ... Was dann sein wird, ich weiß es nicht. Vielleicht muß ich in ein Krankenhaus oder gar schleunigst heim fahren. Das wäre eine Befreiung! Verteufelt. Jedenfalls, ich habe es vorsorglich mitgenommen, werde ich anfangen Chinin nehmen. Zwar nicht mit Befreiung — mir graut vor der braunen Flasche mit dem eingeschilften Glasstößel — aber immerhin ...

Bier Tage später. (Eben las ich diese Zeilen: wie war ich „dumm!“ Wie ein geirrter Hund.) Vielleicht half das Chinin wirklich. Oder wäre es auch ohne besser gekommen? Gleichgültig. Die Haareite schmeckt wieder halbtods; ich konnte heute vormittag eine Seite schreiben und die Müdigkeit geht langsam aus den Knochen. Nur noch etwas Fieber, das ist alles. Wird mein Zustand nicht wieder schlechter, rühre ich das „Zeug“ nicht mehr an. Seine Nebenwirkung ist ekelhaft: das widerlichste Kopfaufsehen. Wie dürfte ich mir den „Wurms“ leisten, krank zu werden? Mein bißchen Geld, es zerrönte noch schneller; und ich könnte, vielleicht wochenlang, nichts arbeiten. Es darf nicht sein. Ich muß gesund bleiben.

Menschen-Spiel.

Wir waren die einzigen Europäer: Herr van Baarda, seine Frau und ich, unter einigen fünf- bis sechshundert Eingeborenen. Es war abends gegen zehn, als wir kamen, und das Schauspiel dauerte schon seit sieben. Wir zahlten den dreifachen Preis wie die „Inlanders“ und waren froh, noch Sitze zu bekommen.

Wir hätten einen Stehplatz nehmen sollen“, sagte ich zu meinen Freunden. Da erfuhr ich, daß es unmöglich ist, denn die Stehplätze sind unentgeltlich für die — Armen. An der einen Längs- und der Rückwand war das Theater offen, nur

durch eine Barriere gegen den Zuschauerraum abgegrenzt. Da standen, dicht gedrängt als die bekannten Herings-im-Faß, die kunstbegierigen Madureßen und Sundanesen und folgten dem Spiel. Solaten ihm, nicht erst seit drei Stunden, sondern schon seit zwei Wochen, jeweils von sieben bis eins. Ein javanisches Theaterstück; dagegen verblüht selbst Bernard Shaw's „König zu Methusalem“ — nämlich was die Länge anbetrifft. „Die Menschen, das Publikum“, es war nicht weniger interessant als das Theaterstück selbst. Da standen hinter der Schranke die zierlichen Frauen und trugen ihr Baby mit sich im bunten Hüfttuch. Begann es zu schreien, bekam es etwas in den Mund gestopft und es war wieder still; und die Mutter, unermüdet mit dem Kind an der Hüfte, konnte wieder dem Drama da oben lauschen. Eine alte Frau mit zwei jungen Javanerinnen, sah eine Keibe vor mir: die Alte laute Betel und die Jungen lauten: und von Zeit zu Zeit pfluckten sie den purpurroten Speichel aus den blutroten Mäulern in den Staub des „Parquets“ vor sich.

Aber es gab auch „Modernes“: ein fliegendes Händler ging herum und verkaufte grelle Limonaden, Erdnüsse, Süßigkeiten und Eiscreme. Die Erdnüsse und die Bananen, die Mangos und die Mandarinen sie wurden nur teilweise vom Publikum selbst verzehrt: den Hauptanteil bekamen die Gaukler. Geht eine Stelle besonders gut, dann fliegen Schokoladestangen, Bananen und andere Leckerbissen auf die Bühne. Sie wurden sofort verzehrt, ohne daß das Spiel stoppte. Einer der beiden Clowns — weiß gefaktes Gesicht mit grünen Strichen über die Wangen — hatte die ganze Gnade der Zuschauer, und er wurde am häufigsten mit Geschenken bombardiert.

Das Publikum lachte. Aber durchaus anders als Europäer: ein stilles, zartes Lachen; kein Krühen, Kröhnen. Die Fröhlichkeit fand in den Gesichtern, und wenn sie lachten, verzog der Mund sich nicht zu einer Grimasse. Und dann wieder nur wenige Minuten später, war wirkliche Traurigkeit in diesen braunen Menschengesichtern: denn das Stück, das gegeben wurde, war ein ernstes, ein trauriges Stück — trotz der Clowns. Sie sind Bestandteil des javanischen Theaters, wie der Liebhaber Bestandteil des französischen war.

Wapang Wapang.

Wapang Wapang, das ist die javanische Bezeichnung für Spiel durch Menschen. Der Malaie sagt Wapang Orang und meint das selbe. Ich kann hier keinen Abriß der javanischen Bühne geben, aber erwähnt sei nur dieses: das Wapang Orang hat nur eine kurze Geschichte. Es stammt aus der Mitte des 18. Jahrhunderts, als einer der Prinzen von Surakarta es als Neuerung in Mitteljava einführt. Aber das Menschenspiel, hervorgegangen aus dem Wapang Burma, Spiel mit Lederpuppen, verfiel sehr bald wieder und tauchte erst um 1880 wieder auf. Sein Einfluß ist noch immer auf Mitteljava beschränkt, wo es an den halb unabhängigen Höfen von Djocjakarta und Surakarta gepflegt wird. Im Kraton, dem Sultanspalast, in Djocjakarta findet alljährlich ein großes Festspiel statt; und wenn heute (da Gummis- und Tee-Export, Pfeffer und Reis und der halbe Gulden in der Handelsbilanz wichtiger sind als alle Tradition) noch Schauspiel da sind, die dir das Wapang Wapang zeigen: dann ist es der Kunstpflege am Sultanshof zu verdanken.

Beinahe untergegangen ist das Wapang Burma, das Spiel mit Lederpuppen, der alten Form der berühmten javanischen Schattenspiele. Auch seine Abarten, das Wapang Reli-Kit und das Wapang Golek — Spiel mit Holzpuppen — sind kaum mehr zu finden; vielleicht irrend in javanischen Familien — wenn man Glück hat. Und das einzige Spiel, das überlebt wurde in unsere Zeit und gepflegt wird — das Wapang Wapang — ist schon beeinflusst durch die europäische Bühne. Denn als die Prinzen das alte klassische Schattenspiel erneuerten, nahmen sie an Stelle der Puppen lebende Menschen. Immerhin: das ist nur eine Veränderung der äußeren Form; das wirkliche Spiel, ihr Inhalt, die Geschichte, blieb unberührt, unverändert durch die Jahrhunderte.

Was ich sah in den drei Stunden, es war schwer zu verstehen; man müßte Malakisch vollkommen beherrschen. Herr van Baarda war nicht nur ein fleißiger Zuschauer, er war außerdem ein famoser Dolmetscher; und wenn es mir nicht erging wie den meisten Europäern, die sich in einem javanischen Theater gottsdämmerlich langweilten, so verdanke ich das nicht zum geringsten Teil diesem kultivierten, weltgereiften Menschen. Was hätte alle Bühnenweisheit genützt ohne diesen Mentor?

Es gab ein historisches Stück, das wie die meisten Majana Stories eine weit zurückliegende Periode japanischer Geschichte behandelte. Der Schauplatz war ein Wald, darin tansten zwei feindliche Könige. Der eine hatte einen Vogelkopf und ähnelte Baiara-Kama. Der Tans wurde, wie das ganze Stück, von Musik begleitet. Als sie abgingen, entsetzte das Gamelan einen Sturm. (Die Schlaginstrumente haben eine führende Rolle.) Die Szene verwandelte sich: ein Reisfeld. Eine der führenden Gestalten in erstarrender Haltung mitten auf der Bühne. Es hebt ein Dialog an mit einem — unsichtbaren Sprecher. (Der Unsichtbare, das ist stets der Geist.) Nach einer Weile löst sich der Schauspieler aus seiner Erstarrung, beginnt zu tanzen. Sein Gesicht bleibt bewegungslos, aber der Körper — besonders Hände, Arme und Beine — beginnen zu sprechen: drücken Empfinden und Gefühlschwankungen aus. (Und wir entdecken: was unsere „modernen“ europäischen Tänzerinnen uns zu Hause bieten, diese Tänze, die Gefühle, Ideen veranschaulichen sollen, — hier im Wajana Wajana ist vorwiegend genommen seit Jahrhunderten.) Steigerung der Ausdrucksbewegungen, er fahrt die Enden seiner Schärpe — gold- und silberdurchwirkte Seidenfäden — und ahmt den Flügelschlag eines Vogels nach. Da führt er nieder, bleibt liegen.

Diese Szene symbolisierte den Kampf eines irdischen Herrschers mit einem himmlischen Geist. Der Sturm; das er während des Fluges angeschossen und besiegt wurde. Bemerkenswert: alle aus edlen Geschlechtern können gleich dem Vogel fliegen, während der „Gemeine“ auf der Erde bleiben muß.

Eine primitive eintönige Zwischenaktmusik begleitete stets die Szenenverwandlung. Dann, im nächsten Bild, war auf einmal das Meer da, und eine Art malaiischer Neptun (mit furchtbar lanem schwarzen Haar bis an die Knie) tanzte über die Bühne. Der Angeschossene erschien, schwebte durch die Luft (hin und her rollend an Drähten!), stieg zur Erde nieder, schritt königlich am Strand auf und nieder, — bis ihn „Neptun“ ins Meer wirft! Die beiden Clowns, bisher schweigend in einer Ecke am Boden, springen auf und erschrecken den Langbärtigen, der die Flucht ergreift.

Szene folgte auf Szene, endlos wie die Epen der alten Zeit. Am komischsten für Europäergerichte, war diese: der Palscha rot gefärbtes Gesicht, in seinem Sarem. Schnarrend, die Krone schief auf dem mächtigen Schädel. Rings um ihn fünf Mädchen. Sie massieren, zuerst ernsthaft, seine Arme und Beine. Dann aber beginnen sie ihn zu kitzeln; er wacht auf, schlägt einer auf die Finger, döst weiter. Wadelt von einer Seite zur anderen in seinem Ironiespiel; wird weiter massiert und bekommt dazu an seinem Gesicht die Zeichen der Freude. Da erscheint der rettende Ritter, besiegt den Wüstling und befreit die Mädchen, die dem Ritter als Belohnung die Schöne (bisher Gefangene des Palschas) übergeben. Zusammen liegen sie durch die Rüste davon. Es war elf Uhr, als wir das Theater verließen. Herr van B. fragte, was mir am Besten gefallen habe. Das Publikum, sagte ich, und die Clowns und die Kostüme. Die Kostüme, erwiderte er, „das sind getreue Kopien der gemalten Kleider, mit denen früher die Leberwunden angezogen wurden. Die Masken verwendeten die wertvollsten Stoffe, die feinsten Gold- und Silberarbeiten — das dürfen Sie mir glauben“. Und er erklärte mir, wie durch gewisse Farbensammlungen die körperliche Schönheit dieser Menschen ins Geistige gesteigert wird; wie erstliche Pracht des Kunsthandwerks, Tradition japanischer Schauspielkunst und das nie erlassende Interesse des Volkes bis heute eine treue Intarnation der Götter, Göttinnen und Heroen einer mythischen Welt ermögliehen.

Ich dachte mit einem leisen Schauer an den zuletzt erlittenen Theaterwinter in Deutschland. Wieviel Ur- und Erbauungsbühnen hatte ich geduldig ertragen! Kritiken geschrieben: bis morgens vier und fünf Uhr. Wofür? Was war übrig geblieben von all dem Rubbisch, dem Plunder? War das erst ein Jahr her? Wöhlisch schmiedete ich wieder stidiae Kullissenluft, den Geruch früherer Prudenstümpfe und die ganze Atmosphäre einer kleinen (ach, so lauchhaft kleinen, belanglosen!) Welt, die sich nur um sich selbst dreht.

„Kommen Sie noch eine Stunde mit uns nach Hause“, sagte der Gastfreund, „wir können plaudern oder meine Sammlung betrachten.“

„Ja, die Sammlung — mit Freude.“
Der Tag arauete als ich zurückkam ins Hotel. Ich hatte (zum dritten Male) ich diese Sammlung japanischer, balinesischer und sundanesischer Goldschmiede- und Silberarbeiten mehr erfahren über die Kunst und Kultur der Malaien als aus allen Büchern, die ich zuvor gelesen hatte. Ob Wäbe oder Batikstoff, ob ein silbergeschämmerter Ring oder ein Kriegserker: das Kleinste wie das Größte, — es war das unerschöpfliche Zeichen einer unverfälschten Kultur.

Johann Georg Stulz von Ortenberg

Von Fritz Messer (Karlsruhe)

Als im Februar 1771 der Schneidermeister Stulz in Rippenheim in Baden ein Knäblein taufen ließ, da dachte weder der Vater, noch einer der Paten, noch der Pfarrherr, der das Knäblein auf den Namen des heiligen Ritter Georg taufte, daß sie einen späteren Ritter von Ortenberg in die Kirche trugen, und als sie das frischgetaufte Kind wieder in die Wiege legten, da dachten sie auch nicht, daß sein letztes Bett ihm dereinst nicht in der Heimat, sondern im provenzalischen Boden aufgeschüttelt werden sollte.

Das Knäblein wuchs und gedieh und zeigte viel Anlagen. Der Vater, der eine große Kundschafft hatte, hätte sein Knäblein wohl in die lateinische Schule schicken können und später auf die Univer-

sität nach Freiburg, damit es einmal Amtmann oder Doktor werden könnte. Aber der Vater sagte nein, denn er hielt was auf sein Handwerk und meinte, man dürfe ihm die guten Köpfe nicht entziehen; weil ein guter Kopf das Handwerk mehr fördert, als ein schlechter oder ein mittelmäßiger, und ein guter Schneider kann oft leichter etwas erfinden, als ein mittelmäßiger oder sogar ein guter Amtmann. Also bestimmte er den Knaben, als er die Schule verlassen durfte, zum Schneider und dem Knaben war es auch recht. Aber seine Verlobte war gar größer, als die Gelehrtheit, sie zu befriedigen, und der Knabe merkte bald, daß er ein vorzüglicher Meister werden wollte. So ging er mit der Erlaubnis des Vaters nach Karlsruhe, lernte da, was für ihn zu lernen war, ward Gefelle und wanderte nach Frankfurt am Main, wo er bald Arbeit, sowie die Anerkennung seiner Brauchbarkeit und seiner Tätigkeit fand. Aber in Frankfurt fiel dem jungen Gejellen ein, ob es nicht besser sei, wenn er französisch lernte, denn man konnte nie wissen, wo man es brauchen kann; gleichsam, als ob er geahnt hätte, daß er den Abend seines Lebens auf französischem Boden am Ufer des mittelländischen Meeres zubringen werde. Also machte er sich auf und ging nach Genf, den Weg seines Glückes, den ihn die gnädige Vorkehrung leitete, und sein Trieb, sich zu vervollkommen.

In Genf hielten sich schon damals, wie heute noch, immer viele Fremde, besonders Engländer auf. Ein solcher Engländer war gerade zu der Zeit, als der witzbegierige Rippheimer dor; Arbeit suchte und fand, mit vielem Gefolge in Genf. Georg Stulz lernte mehrere Personen aus der Dienerschaft dieses Fremden kennen und dachte, daß er doch auch nicht schwer daran tragen würde, wenn er einmal mit guter Gelehrtheit nach England hinüberziehen könnte, um des Landes Sprache zu erlernen. Da geschah es, daß der Engländer wieder heimreisen wollte und noch einen Diener für die Reise benötigte. So trat eine Gelegenheit komm; nicht wieder, sagte sich unter Georg, und trat für die Dauer der Reise unter die Dienerschaft des Fremden.

Wie er in England angekommen war, suchte er zuerst in einigen Landstädten, z. B. Hull, Arbeit; dann aber, wie er merkte, daß er wenig gelernt hatte, um überall Brot zu finden, machte er sich auf und ging in die große Stadt London. Mancher fleißige Deutsche hat dort schon Unterkommen gefunden, mancher Wohlstand und Reichum. Stulz trat bei einem deutschen Schneider, der eine große Kundschafft hatte, in Arbeit. Der Meister gewann den Gejellen sehr lieb und wußte nicht, ob er sein begehrenes Benehmen, oder seine stille, gebiogene Aufführung, seinen ausdauernden Fleiß oder seine Geschicklichkeit mehr loben sollte. Als aber der Meister ein Jahr lang alle diese guten Eigenschaften seines Gejellen beobachtet und dabei berechnet hatte, was für ein gutes Kapital eine so ausgezeichnete Geschichte Hand sei, da rief er den fleißigen Georg auf sein Stüblein und sagte zu ihm: „Landsmann, zum Gejellen kann ich Euch nicht länger gebrauchen; Ihr übersteht den Meister, aber zum Gesellschafter, wenn Ihr wollt, zum Teilhaber an meinem Geschäft. Wenn Ihr einverstanden seid und kein Hindernis habt, so schloß ein! Georg schloß ein, und ward so Gesellschafter des Besitzers des großen Wollens in der Mountstreet in London. Und hatte Stulz dadurch gewonnen, so gewann der Meister durch das Kapital von Fleiß und Kunstgeschicklichkeit, das Stulz in die Gesellschaft mitbrachte, und das taugendliche Früchte trug.

Die Gesellschaft währte aber nicht lange; und zwar nicht etwa deswegen, weil Zwietracht zwischen die Geschäftsfreunde getreten wäre; nein, Georg Stulz hatte ein Herz, das mehr der Nächstenliebe offen war, als dem Haß und nur geneigt, andern Veranlassung zur Dankbarkeit zu geben, nicht aber selbst undankbar zu sein. Wer aber die Gesellschaft auflöste, war der Tod, der den älteren Teilnehmer hinwegnahm. Der Verlorbene hinterließ dem fleißigen Georg Stulz das ganze Geschäft. Jetzt stand Stulz allein an der Spitze der Kleiderwerkstatt, seine Werkstatt, sondern eine Fabrik zu nennen, und betätigte das Geschäft, das Kleider Leute machen, denn wer in London bei Hof und in der Stadt, beim Militär und beim Zivil etwas vorstellen wollte, der ließ sich kleiden durch Meister Stulz. Im Schnitt und in der Fertigung, in der Schönheit und in der Arbeit tanz ihm keiner vor, kein alter und kein junger Meister, kein Engländer und kein Fremder. Selbst die Prinzen des königlichen Hauses waren seine Kunden, und der damalige Prinzregent, der später als Georg IV. den großbritannischen Thron bestiegen hat, wollte kein anderes Ködlein tragen, als eins aus der Werkstatt seines Namensbruders, des Meisters Georg Stulz. Er übertrug demselben die Lieferung der schönen kostbaren, mit Gold überfüeten Uniformen der Gardebataren. Selbst in Ost- und Westindien verschrieben sich die reichen und vornehmen Herren, die in den europäischen Kleidermoden nicht zurückbleiben wollten, Kleider von unserem Stulz.

So vergingen 30 Jahre voll Arbeit und tätigen Fortschreitens, und der Segen stellte sich ein. Es füllten sich Kisten und Kisten mit redlich erworbenem Gute; der Fleiß erzeugte den Wohlstand, der Wohlstand aber den Reichthum; und was die Arbeit erwarb, das wußte die Sparsamkeit zu erhalten. Als aber die 30 Jahre vergangen waren und Georg Stulz von der festen und sicheren Insel England aus nur von weitem den Kriegen, die wie gewaltige Stürme über das feste Land einbergingen, und den Veränderungen, die aus den Kriegen entstanden waren, suchte den Blick die Krankheit bei ihm an, und die Herztöne rieten ihm, in ein südliches Land und unter einen milderen Himmel zu ziehen.

Da sagte sich Stulz, ich habe lange genug im Schwelme meines Amtes gearbeitet und tue keine Sünde, wenn ich mich jetzt zur Ruhe setze. Also machte er sich auf und verließ England, das ihm eine zweite Heimat, ein zweites Vaterland und eine treue Pflegemutter gewesen war. Arm war er gekommen unter den Die-

nern eines Reiches; reich zog er fort, selbst umgeben von Dienerschaft. Den Ort aber, den ihm die Ärzte für die Beseitigung und Erhaltung seiner Gesundheit vorzüglich empfohlen hatten, war die Stadt Syres in der Provence.

Syres liegt am mittelländischen Meere, zwei Stunden von der Stadt Toulon, dem berühmten Gesafen, von wo die Franzosen im Jahre 1830 auszuweichen sind, um Alger zu erobern. Das Meer beugt sich dort weit in das Land hinein. Hohe Felsen ragen empor, ein natürlicher Wall, gleichsam als Markstein des Landes und des Meeres. Der Himmel atmet immer in tiefem, reinem Blau, die Erde ist geschnitten, wie ein Paradiesgarten. Ein ewiger Frühling waltet dort. Der Del-, Zitronen- und Pomeranzenbaum mit seinen silbernen Blüten und goldenen Früchten und der Granatbaum mit feuerroter Blüte und hochroten Rosen gedeiht dort. Die Luft ist gewürzt von tausend lieblichen Düften und gekühlt von dem Winde, der über das Meer streicht. Dort wandelte Georg Stulz, und das milde Klima wirkte wohltätig auf seine geschwächte Gesundheit. Er ward wieder frisch und stark und sagte sich: „Hier ist gut sein. Hier laßt uns eine Hütte bauen“. Er ließ es aber nicht bei einer Hütte, sondern kaufte ein großes Haus, richtete es schön und geschmackvoll ein, und mancher Fremde aenoh dort drinnen Gastfreundschafft und freute sich der herzlichen Aufnahme.

Obwohl Stulz geschäftlich nicht mehr tätig war, vermehrte sich trotzdem sein Vermögen in Frankreich um das Doppelte; denn er kaufte auf den Markt eines Fremdes mit dem größten Teil seines Geldes französische Staatspapiere, welche nach dem Sturz des Kaisers Napoleon sehr niedrig standen und während der Restauration wieder ganz gewaltig stiegen. So ward Georg Stulz noch einmal so reich, als er es war, wie er England verließ.

Mancher, dem sein Fleiß so taugendliche Früchte getragen, und den sein Glück mit so reichen Gaben überhäufte, hätte nun, wie der reiche Mann im Evangelium in Saus und Braus zu leben angefangen. Aber Georg Stulz lebte lieber nach dem Evangelium, als der reiche Mann im Evangelium. Er wollte sein Bünd nicht vergraben, sondern verwaltete das ihm anvertraute Gut so, daß er den Nackten kleidete, den Hungrigen speiste, den Durstigen labte, und Gutes tat im Kleinen, wie im Großen. So hat er zahllose wohltätige Unternehmungen unterstützt; er hat tätigen Anteil angenommen an dem segensreichen Wirken der Bibelgesellschaft; er war es hauptsächlich, welcher der protestantischen Kirche zu Moriselle Wohlthaten angedeihen ließ; er stand an der Spitze der Gesellschaft, die ein protestantisches Bethaus zu Toulon errichtete; er hat einer katholischen Kirche, die wieder ausgebessert und zum Gottesdienst eingerichtet wurde, eine neue kostbare Orgel geschenkt; er war es, der das Spital und den Unterrichtsverein der Stadt Syres mehrmals reichlich bedachte. Er leitete aber nicht nur den Armen und Hilfsbedürftigen, sondern auch den Reichen und Begüterten große Dienste, indem er der Stadt Syres die Mittel zur Hand gab, öffentliche Brunnen, die sie bisher entbehrt hatte, zu errichten. Er war es auch, der hauptsächlich dazu beisteuerte, als die Stadt Syres ein Denkmal errichtete zu Ehren ihres Landmannes, des als Kampferhelden berühmten Bischofs von Clermont, Jean Baptiste Massillon.

Während aber der reiche Mann, dem der Kindersegen versagt war, damit er desto Mehreren Vater sei, für Fremde auf diese Art sorgte, und Wohlthaten austretete im fremden Lande, vergaß er die Heimath und seine Landsleute und Angehörigen nicht. Viele Unterstützungen hat er Verwandten zukommen lassen, die solcher Hilfe bedurften. So sandte er im November 1828 den Armen beider Konfessionen von Rippenheim und Heiligenzell 2000 Francs. Er widmete am 1. November 1829 die Summe von 3000 Francs zur Errichtung eines Spitals zu Rippenheim für Einheimische und Fremde, ohne Unterschied des Glaubens und mit der besonderen Bestimmung, daß die Zinsen von 2400 Francs zur Bezahlung des jährlichen Lebzehls für einen katholischen und einen evangelischen Knaben verwendet werden sollten, die ein Handwerk lernen wollten. Er sandte am 8. Juli 1830 die Summe von abermals 3000 Fr. für das polytechnische Institut und dem evangelischen Schullehrerseminar in Karlsruhe zu. Auch verwendete er im September 1831 für die Ausbesserung der beiden Konfessionen gemeinschaftlichen Kirche zu Rippenheim 11000 Francs; für seine Landsleute, die durch die Rheinfluthschwemmung gelitten hatten, 2500 Fr. und abermals für die Armen von Rippenheim 3000 Fr.; der letzten Summe legte er am 6. Oktober 1831 abermals 10000 Francs zu. Am 30. Dezember 1831 gab er für die Leopold- und Sophienstiftung in Karlsruhe 5000 Francs und legte später noch 2400 Francs zu, die er ursprünglich für die Carl-Friedrich-Stiftung bestimmt hatte, da diese mit der Leopold-Sophienstiftung vereinigt wurde. Seine letzte und größte Stiftung ist die von 20000 Francs an einer Waisenanstalt in Baden-Richtental, welche Wahl des Ortes der damalige Großherzog bestimmte.

So viel hat Stulz für seine Heimat, sein Vaterland und seine Landsleute getan. Am 29. August 1832 wurde Stulz in den badischen Adelsstand erhoben und ihm der alte Name des ausgestorbenen Geschlechts von Ortenberg beieheigt. Der Großherzog ließ die Ruine, von welcher Stulz nunmehr den Namen trug, von Trommel abzeichnen und sandte sie dem neuen Herrn von Ortenberg. Später wurde ihm auch ein Steingelb mit einem datenländischen Kameel, darin sein nummernreiches Wappen künstlerisch eingearbeitet war, geschenkt. Stulz war Ehrenbürger verschiedener badischer Städte, darunter auch Karlsruhe.

Der Ring des Großherzogs war die letzte Freude für unseren wohltätigen Landmann. Seine Krankheit hatte sich wieder eingesellt und der ewige Frühling von Syres konnte den morischen Leib nicht mehr anwehen mit neuer Zuckkraft, und der Engel des Todes trat zu ihm. Er starb den 17. November 1832.

Die Stadt Syres sah den Todeslag von Stulz für einen Tag öffentlichen Trauer an, und sein Leidenbegegnis zeigte, wie der Menschfreund geliebt und geachtet war.

Seit dem Tode, da Stulz endete, sind nunmehr fast hundert Jahre verfloßen, und der wirklich ideale Menschfreund und Wohlthäter verschwindet mehr und mehr im großen Meere der Vergessenheit. Aber den durch seine Freigebigkeit im Vaterland einst so berühmten Landsmann, dessen edles Herz auch noch in weiter Ferne mit sehr warmer Liebe fürs Vaterland schlug, und dessen Edelmut wie ein belichtender Hoffnungsstern vor genau hundert Jahren im schmerzlichen Jahre 1831 in reinster Klarheit aus den Frühlingstagen seines Eilandes für die Kollidenen seiner Geburtsheimat, sowie für hilfbedürftige, wohltätige und gemeinnützige Anstalten im Lande Baden, hauptsächlich aber der Residenzstadt Karlsruhe aus besonderer Anhänglichkeit an dieselbe, in milden Strahlen zu seinem Vaterlande hinüberleuchtete, der hat es wahrlich verdient, daß seine Wohlthaten in das Gedächtnis aller zurückgerufen werden, um ihm dadurch neue Dankesbühnen darzubringen, und seinen Namen für folgende Geschlechter auf die würdevollste und innigste Weise zu verewigen.

Aber heute das Glück hat, an den Gestaden des mittelländischen Meeres seinen Urlaub verbringen zu können und dabei auch die Stadt Syres besucht, sieht auf dem place des palmiers, von majestätischen Palmen umgeben, einen Obersten zum tieblauen, südliden Himmel emporragen mit der Aufschrift „Baron Stulz von Ortenberg, der Stadt Syres Erkenntlichkeit“. Sein einfaches Schloß enthält heute außer der Kunst-, Altertümer- und Naturalienammlung einen großen schönen Festsaal und die Stulzsche Bibliothek. In einem längst nicht mehr benutzten Friedhof erhebt sich ein Grabmal, auf dessen Marmortafel man aus verwitterten goldenen Lettern, die Ruhestätte von Stulz er lesen kann. Das Denkmal ist halb verfallen, verwittert, das Grab verfallen. In seinem Geburtsort in Rippenheim bei Jahr wurde ihm ein schönes Denkmal gesetzt, das, wie wir hören, am 100. Todestage des Johann Georg Stulz, am 17. November 1932 von der Gemeinde wieder frisch hergestellt werden soll.

Die Stadt Karlsruhe, die aber so viele Wohlthaten mit offenen Händen von Stulz bekommen hat, dürfte wenigstens seinen Namen auf der Gedentafel vor dem Rathauslaale eingravieren und vielleicht den billigen Nachraum ihm angedeihen lassen, eine Straße nach ihm zu benennen.

Das schönste Denkmal hat sich aber der Erde in unseren Herzen errichtet, indem er sich in denselben einen Tempel dankbarer Verehrung schuf, in welchem sein edles Bild in freundlichem und liebevollem Andenken fortleben und nie mehr daraus schwinden soll. Den süßesten Lohn aber fühlte er in eigener Brust, nämlich das bestellende Gefühl: edler und menschenfreundlicher Taten.

Das Abzeichen

Seit sechs Uhr morgens drängten sich die Leute vor der Tür des Hausmittees. Ein Mann war beschäftigt, die Namen der Herankommenden in eine Liste einzutragen. Ein vorübergehender Polizist rief ihm zu:

„Treiben Sie Ihren Trupp zum Platz, dort wird man Ihnen Anweisung geben. Nach der Arbeit erhält jeder ein Abzeichen.“
„Zu welchem Zweck wird das Volk zusammengerufen?“ fragte ein fleißigjähriges Mütterchen.

„Du hast dich noch nicht eingetragen? So beziele dich. Es geht gleich los. Alle einbüchtigen Bürger werden aufgefordert am Feste der Arbeit teilzunehmen.“ Erfragte in Blicken alle an und schwiegen. Dann fragt jemand:

„Freiwilla oder verpflichtungsgemäß?“

„Freiwilla.“
Eine Händlerin in einem baumwollenen Kopftuch besann sich und jagte:

„Es wäre nur recht, wenn alle sich miteinander verabredeten und nicht hingängen.“

„Sollen wir etwa ohne Abzeichen bleiben? Man wird bald Gummischuh verteilen. Da wird man das Abzeichen dorweisen müssen. Ohne das wird es keine Gummischuhe geben.“

„Das ist noch das Schlimmste nicht. Wenn man nun aber ganz ausgefrichen wird?“

„Won mo?“

„Na, die werden schon finden von wo.“

„Stellst euch in Reihen auf!“ — tief der Mann mit der Liste.

„Vorwärts, marsch! Was fällt euch ein, aufs Trottier zu klettern.“

„Ach bin schonanger.“

„Wozu hast du dich denn da eingeschlichen? Von jeder Wohnung war einer bestimmt und dies ist nun ein ganzer Satanshaufen geworden?“

„Ich bekomme ja sonst kein Abzeichen.“

„Verdammtes Volk! Das Abzeichen hat sie alle um den Verstand gebracht.“

„Es hat eben keiner Lust ohne Gummischuhe zu bleiben.“

„In der Nähe des Plazes kam ihnen ein anderer Trupp entgegen. Musik, rote Fahnen, frohe Gesichter, Unterhaltung, Gewinke mit Mäßen und Lätzern.“

„Die haben schon ihre Auszeichnung weg! — sagte der Angefrichtete.“

„Wöhllich gab es Aufenthalt.“

„Nun wissen sie nicht weiter. Sind fragen gegangen.“

„Sie hätten eben die Spaten am Abend vorher besorgen und den Arbeitsplan selbst überlegen sollen. Dann wäre es in zwei Stunden geschafft. Nun gibt es unnützen Aufenthalt.“

„Können meine Hände vertrauen, wenn ich einen Spaten in die Hand nehme.“ sagte die Händlerin.